

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Flerold.

Grand, Island Febr., Donnerstag, den 14. Februar 1918

Nach zehn Jahren.

Novelle von A. S.

Seit einer Stunde schon lag sie wach.

Nur ein wenig hatte sie nach dem Sonnenstrahl geblinzelt, der sich durch die Vorhänge stahl, an dem schlaf gemittelten Arm, der sich unter die schweren, dunklen Decken geschoben hatte, hinaufstreckte und nun auf dem schönen, blauen Antlitz mit den langen, gekrümmten Augenwimpern haften geblieben war. Fast erschrocken hatte sie die Augen gleich wieder zugeknipst. Dann wurde das Gesicht still, regungslos — und jetzt, jetzt bebte es um den gleichzeitigen reiten Mund wie ein Lächeln, das sich nicht recht hervorwagt und das in seiner unterdrückten Erregung und Seligkeit den ganzen Menschen erzittern macht. Es war ihr so wohl, so unendlich wohl. Nur nicht sehen, nur nicht in die Sonne blicken — das hieß: die Träume töten. Träume? — Hatte sie denn geträumt? War es denn nicht Wahrheit? Ja, ja und tausendmal ja, es war Wahrheit. Sie lebte und hatte es erlebt! Und würde es weiter erleben —

Ganz still lag sie. Nur in den Augenwinkeln zuckte es leise, und um die Lippen zitterte ein Lächeln, ein fragendes, lebendes, ergreifendes Lächeln, das die Geschichte vieler Jahre barg. Und auf einmal dachte sie ihr ganzes Leben zurück.

Sie sah sich als Mädchen. Jung, schön, die einzige Tochter eines reichen Mannes, der sein großes Vermögen durch Käuferpekulationen erworben, hatte sie eine Jugend verlebt, wie wenige ihresgleichen. Was sie wollte, geschah. Jede Kränze, keine ausgeprochen, wurde erfüllt. Der Vater, aus armen Kreisen stammend, war stolz darauf, sein Meinod im Glanze seines Reichthums zeigen zu können. Für sie war ihm kein Opfer zu groß. Ihr wollte er mit seinem hart erworbenen Gelde eine Stellung in der Gesellschaft schaffen, die ihm selber infolge seines geringen Bildungsgrades verjeholten geblieben war. Sie sollte einst einen Namen heiraten, einen Titel. Darin lag er das Glück seines Kindes und auch das seine.

Und sie, Hella? Sie ließ es sich gefallen, verheiratet zu werden, es machte ihr Freude, einen Kreis von Andern um sich zu sehen, mit denen sie schalten und walten konnte wie mit den Willkür ihres Vaters. Lieber die Liebe las sie in Romanen und Lichte darüber. Sie war der Ueberzeugung, daß eine Handvoll Schicksal auch in der Liebe das Beste. „Sei am öfste dich“ bildete. Und die Schicksal standen ihr zur Verfügung. Deshalb ließ sie sich freiwillig all den lächerlichen kleinen Qualen hingeben, wenn sich die Ehe um so vieles bequemer erreichen ließ. Sie wußte, daß sie dereinst repräsentieren würde, und das war dem jungen Mädchen die Hauptsache.

Ein einziges Mal waren ihre Grundzüge ins Wanken gekommen. Ein junger Architekt, der viel mit ihrem Vater geschäftlich verkehrte und den der alte, stuppelose Baupekulant etwas protegierte, wollte, um die Kunst des mittelalten, aber hoch talentierten Anfängers gründlich auszubilden zu können, hatte seinen Besuch gemacht und war zu den offenen Abenden und den häufig arrangierten kleinen Festlichkeiten zugezogen worden. Zuerst behandelte ihn Hella wie die anderen Herren, oder sie verachtete es doch. Aber bald wurde sie zu ihrer Verwunderung gewahr, daß in diesen namenlosen, armen Teufel ein gut Teil Mäulichkeit mehr steckte als in ihren sämtlichen Pläneurs und Kurmachern zusammengenommen. Tiefe Beobachtung zu machen, war ihr nicht unlieb, aber es ärgerte sie in höchstem Grade, als sie bemerkte, daß sich der junge Adel nicht im geringsten um ihre herrlichen Kanten zu kümmern schien, oder sein Gesichtsausdruck allein sie einfach als Unarten bezeichnete. Sie nahm sich deshalb vor, den Menschen völlig links liegen zu lassen, und tat dies so gründlich, daß sie bei jedem dreifachen Paradoxon, das sie in die Unterhaltung warf, genau beobachtete, welchen Eindruck es auf Adel hervorbrachte. Ohne daß sie es selbst wollte, nahm dieses „links liegenlassen“ eine Form an, die an direktem Interesse nichts zu wünschen übrig ließ und sich nach und nach zu einem für sie unerklärlichen Gefühl steigerte.

Dem klugen Auge des jungen Architekten war das alles nicht entgangen. Er hatte von Anfang an das schöne Weib in ihr bewundert — als Künstler, wie er glaubte. Aber mit der Zeit hatte sich so viel rein menschliches diesem Gefühl beigelegt, daß es seiner ganzen Willenskraft bedürfte, um seine Mäulichkeit zu wahren, um sich nicht auch widerstandslos an ihren Triumphstufen spannen zu lassen und im Meer ihrer Sklaven einer mehr zu sein. Denn der Gedanke kam ihm im Ernst nicht bei, daß ihm, dem Hergelaufenen, eines Tages der geldtölpel Vortritt vor den Hals fallen würde. Dazu hatte er die ehrgeizigen Pläne des Alten zu sehr durchschaut.

Wohnte nun das gegenseitige Zurückhalten zwischen ihm und Hella der Grund zu sein, was die Frage der Frau und Schönheit der beiden Menschen sein, die trotzdem nacheinander verlangten — es lag etwas in der Luft, wenn sie zusammentrafen, etwas Unerklärliches.

Und Adel fühlte es nur zu sehr. Es kostete ihm Anstrengungen, in ihrer Gegenwart ruhig zu erscheinen, sie nicht mit seinen glühenden Blicken zu umfassen, mit auf sie loszutreten und ihr zu sagen: Weisheit und wie solche Narren? Wir lieben uns. Wir gehören zusammen, wie Schönheit und Jugendkraft zusammengehört haben seit Anbeginn. — Aber dann fiel ihm das Ende ein, wie es unbedingt kommen würde, das niederschmetternde Klägliche Ende. Und er spürte, wie ihm vor Scham das Blut zu Kopf stieg, daß er den Gesinnung auf der Zunge zu haben meinte. Er redete sich ein, daß es vielleicht nicht ganz ehrenhaft gehandelt sei in seiner fargen Stellung und seinen kleinen Verhältnissen, ein Weib an sich heranzuziehen, das zu einem Leben großen Stils erzogen sei. Ebenjowenig ehrenhaft, die Mittel von ihrem Vater zu erzwängen, um ihr dies Leben weiter zu ermöglichen und in aller Ruhe selbst daran teilzunehmen. Nein, nein; dazu glaubte er zu stark an sich selbst und an die Zukunft seiner ersten Arbeit.

Er hatte mittags ein Billett von Hella erhalten, worin sie ihn bat, ihr den Nachmittag zu opfern, um die Ausschmückung des Salons anzuordnen, da zum Abend ein größeres Fest stattfinden sollte. Mit dem festlichen Vorzug, an diesem Tage zum letztenmal das Haus zu betreten, das sein für ihn so nötiges Gleichgewicht ins Schwanken gebracht hatte, war er gleich nach Tisch hingegangen. Man wies ihn in den Salon, wo er Hella fand. Sie stand unter störend abgehackten Rosen und blühender Guirlanden. Einen Moment blieb er auf der Schwelle stehen, gebannt, bezaubert. — Dann ließ er sich auf die Lippen, grüßte tief und trat auf sie zu. Ganz geschäftsmäßig behandelte er die Frage des Arrangements, stieg auf die Trittleiter und begann die Ausschmückung. Und doch hatte sie gefehlt, welche mächtigen Eindruck sie auf diese starke, männliche, jugendliche Natur gemacht hatte, und sie selbst konnte sich von demselben Gefühl nicht losmachen. Wie ein Frostschauer durchließ es den schroffen Körper, und dann packte sie plötzlich ein wilder Durst, ein tolles Sehnen. Sie reichte ihm einen Zweig Rosen heraus, den er erfaßte und den sie trocken festhielt. Uebermüdet blinnte er sie an. Dann wurde er totbleich, und seine Pupille vergrößerte sich. Da ließ sie den Kopf matt auf die Brust sinken und hielt den Zweig noch immer fest.

„Hella!“
Er stand neben ihr und preßte ihren Kopf an den seinen. Und nun warf sie ihm jäh die Arme um den Hals und küßte ihm die Augen, die Lippen —

„Du, du willst mein Weib werden? Die Frau eines armen Teufels? Weist du auch, was das heißt? Welche Kämpfe du mit deinem Vater zu bestehen haben wirst? Weist du die Kraft haben?“
Sie nickte heftig errötet.
„Ich schwöre es dir.“

Und nun hielt er sie vor sich hin und sah sie in all ihrer Jugend und Schönheit, und sein Herz schwelte und sein Künstlerauge schweifte im Bewußt des wunderbaren Weibes.

„Ich schwöre es dir, ich werde die Kraft haben.“
Heute noch wollte sie mit ihrem Vater sprechen. Sie zog es vor, ihn erst auf seinen Besuch vorzubereiten. Sie bat ihn, deshalb erst morgen zu kommen.
Er küßte sie und war alles zufrieden. — Es war seine erste Liebe —

Am anderen Morgen erhielt er mit der Frühpost einen Brief ihres Vaters, der ihm schrieb: Er wolle nicht nach einem Ausdruck suchen für das Verhalten eines Mannes, der aus der jugendlichen Verirrung eines jungen Mädchens Kapital zu schlagen verstände. Ueberdies habe er seiner Tochter kategorisch erklärt, daß sie pekuniär nichts von ihm zu hoffen habe, wenn sie seinem Willen zuwider handle. Sie habe dann im Laufe der Unterredung selbst eingesehen, daß sie auf das gewohnte Leben nicht verzichten könne, und, um einer Wiederholung ihrer Torheit vorzubeugen, am Abend dem Landgerichtsrat von Werder-Brackburg ihr Jawort gegeben —

Adel griff nach der Tageszeitung. Sein erster Blick fiel auf die große Verlobungsanzeige. So eilig hatte sie es gehabt, der Wiederholung ihrer Torheit vorzubeugen —

Die Träumerin warf sich unruhig umher. Ihre Brust ging auf und nieder. Sie sah den alten, hageren Landgerichtsrat ihren Gatten, durchdrachte noch einmal zehn endlose Jahre an der Seite des ewig fränklichen Mannes, zehn Jahre voll Glanz nach außen, aber voll trostloser Dürre nach innen. Hierfür hatte sie sich dank der tausend neuen Pflichten der Hausfrau darüber hinweggesetzt, aber nachher, als die Neuheit ihrer Stellung, des Titels und Namens vorüber war, als sie langsam verspürte, daß sie einen Selbstmord an ihrer Jugend und Schönheit verübt hatte, da war es an ihr Herz herangeflohen gekommen, da hatte sie wieder den rasenden Durst, das tolle Sehnen nicht bannen zu können gelautet, wie damals — damals — — Sie war eine reiche, arme Frau. Eine Frau, der die Grundbedingungen verjeholten waren, um Weib zu sein: die Liebe.

Dann war der Gatte gestorben. Ein Jahr war's her. Da stürzte sie sich wieder in den Stadel der Jenseits, um das zu suchen, um was sie sich und die Witze getrogen hatte, einen Mann, dem sie ihre große Weibliche hingeben konnte, das Gefühl des Glückes, das sich nicht erlöschen läßt. Und gestern, auf dem glänzenden Künstlerballe hatte sie jenen Mann wiedergegesehen, an den sie Tag für Tag ihrer Ehe gedacht, mit dem sie hundertsach die Ehe gebrochen hatte in ihrem Herzen, der allein für sie die Mäulichkeit bedeutete.

„Adel!“
Als wären sie stets die besten Freunde der Welt gewesen, mußte er sich zu ihr setzen, ihr erzählen, was er getrieben und was er erreicht hatte. Und sie hörte mit einem selbststimmten Stolz, daß er sein Ziel erreicht habe, daß er ein bedeutender Mann geworden sei. Daß er ihr gegenüber eine gewisse Zurückhaltung an den Tag legte, bemerkte sie nicht oder wollte es nicht bemerken. Sie wollte ihn wiederhaben, sie mußte ihn aufs neue gewinnen. Und sie erzählte von dem grauen Eheleben, das sie geführt, von ihrer einsamen Witwenhaft und die Wangen glühten ihr wie im Fieber, und eine Mißwelle färbte ihr den schlanken schönen Nacken.

Er begleitete sie höflich an ihren Wagen. Aber sie zwang ihn, sie bis zu ihrem Hause zu begleiten. Und sie plauderte weiter und weiter, als hätte sie Angst, er könne sich verabschieden; und dem Mann vor ihr wurde es kalt und heiß. Er mußte die Augen schließen, um sie nicht zu sehen.
„Adel“, flüsterte sie. Der Wagen näherte sich dem Hause. Da machte er eine Bewegung — er sah ihren Arm — da lagen ihre Lippen auf den seinen. „Du mußt vergehen. Adel, du mußt!“
Er nickte, tottraurig.
Sie aber jauchzte und sah seinen Kopf mit den Händen. „Adel, Adel! Ich habe nur immer an dich gedacht. Und morgen, morgen kommst du!“
Er sah sie an, er sah, wie schön sie schien in der Glut der Liebe, er vergaß alles und küßte sie. —
Daran dachte die Träumerin, und ihr Atem ging tief, und sie lächelte. Dann fuhr sie empor und griff nach der Klingel. Die Rose erschien.
„Wald es Uhr, gnädigste Frau.“
Sie ließ sich anklenden und betrachtete sich unverwandt im Spiegel. Wie jung sie geblieben war, wie schön! Sie bemerkte es erst heute seit langem wieder. So weiß und so frisch — Sie seufzte und lächelte. Ja, jung wollte sie sein, denn sie war ja auch noch jung.

Zwölf Uhr. Nun war sie fertig. Sie frühstückte hastig und ging in den Salon, da der Fenster dort nach der Straße führten. Jeden Augen-

Nachts am Wasser.

Von J. E. Forstky.

Alexander Boguljebow gefaßt das Leben länger nicht. . . .

Es ist Herbst, die Tage sind so grau. . . . Wozu lebt man eigentlich? Er hat sich in der Aneipe bei Grischka Sgolorub ein bißchen angelesen. Nicht etwa um sich Mut zu machen; nein, Mut hat er genug! Nur um seinen Kater zu verschmerzen.

Es ist Nacht, und er steht bereits eine Stunde grübelnd am Wasser, auf dem das Mondlicht glitzert, das die Wellen in silbernes Gold verwandelt.

Das Wasser ist breit und tief und jergends ein Mensch.
Wem man — ?

Ach, es ist a wirklich langweilig. Jeden Morgen um fünf Uhr aufstehen und — um fünf Kopfen für Fahrgehd zu sparen — eine Stunde zu Fuß in das Geschäft gehen, wo man als Hansdiener angehtelt ist; dort von sechs bis sieben Uhr die fünf schweren Jalousien hochziehen, den Laden aufsetzen; all das wird einem, wenn man es bereits zehn Jahre lang täglich gemacht hat, einmal über. Heute ist sein zehnjähriges Dienstjubiläum. Zehn Jahre hat er dort gedient — genau volle zehn Jahre. — Man hat ihm ehrenhalber Geld gegeben und Bazarren, und er hat viel getraucht und ein bißchen getrunken. Zehn Jahre. . . . schrecklich. . . . zehn Jahre sind in Nichts vergangen. . . .

Und das Wasser ist breit und tief. . . .

War ist es noch nicht das Allerschlimmste, diese Stunde von sechs bis sieben. Aber wenn am acht Uhr die Herren Kommiss ankommen, und mit ihren Spottereien beginnen, wenn der eine z. B. sagt: „Na, Boguljebow, Ihr Finken ist ja schon wieder ein Stind gewachsen; nachstens werden wir Schinken daraus machen.“ dann hat man wirklich die Nase voll von diesem Leben. Hat er denn keine Seele? Ist er nicht aus demselben Teige, wie jene gemacht? O, wie sind sie alleamt schlecht. . . .

Aber auch das geht noch an. Es ist immerhin noch kein Grund, sich das Leben zu nehmen. Und dann Boguljebow, wenn man ihn fragt: „Wie geht es Ihnen?“ auch nicht gerade antworten: „Glänzend!“, so hat er doch immerhin noch die Ausflucht zu sagen: „Soja — lala.“

Und das Wasser spricht etwas. . . . Aber nun hatte ihn der Teufel geritten und ihm auch noch eine Frau aufgehaßt, und das ist gar nicht zum Anschauen. Eine Frau, hatte er anfangs gedacht, das sei etwas außerordentlich Angenehmes und Liebes, und es lohne sich wahrhaftig, sich das Leben lang um sie zu schämen. Aber auch das wurde langweilig; es war ebenfalls immer ein und dasselbe. Und nun das schlugen sich die Wellen.

Licht mußte er kommen. Wahrhaftig, sie zitterte wie ein junges Mädchen und war doch schon eine Frau, eine junge Witwe von einigen dreißig Jahren. Ob er ihr das auch angesehen hatte? Sicher nicht. Er sah in ihr noch die Hella von ehemals. . . .

Der Feiger riefte vor. Sie wurde ungeduldig. Schon ein Uhr. Dann zwei Uhr. Die Jole kam und erkundigte sich, wann die gnädige Frau das Diner bestelle. Sie schaute sie ohne Antwort hinaus. Sie habe etwas Kopfschmerz. Als es gegen drei Uhr ging, sprang sie auf. Sie hörte Tritte im Vorzimmer. Aber es war nur der Bediente. Dann preßte sie den Kopf an die Fensterleiste und starrte auf die Straße. Eine furchtbare Unruhe packte sie. Der Gedanke durchdrachte sie: er kommt nicht. Sie kam sich plötzlich so einsam, so verlassen und unglücklich vor — trotz ihrer Jugend und Schönheit. Und befah sie beides überhaupt noch? Oder war es die Liebe, die ihr beides auf kurze Zeit geliehen hatte — ?

Es dämmerte. Sie trat an den Spiegel und sah ein faibles, schmerzgequältes Gesicht mit tiefliegenden Augen. Und plötzlich wußte sie mit Bestimmtheit, daß er nicht kommen würde, weil er in ihr die Hella von ehemals noch sah und der „Wiederholung der Torheiten“ vorbeugen wollte. Mit einem Schrei warf sie sich in den Wasser. Die Liebe war vorüber, auf ewig für sie. Es war alles aus. Sie fühlte, daß sie alt geworden war. —

ausgelassenen Streich im Schilde führt. Er ärgert sich über den Kerl, der die Rettungsmedaille hat, und möchte ihn gerne lächerlich machen. Zugleich steht er mit philosophischem Humor für allen irdischen Dingen, bereit sein Dasein mit Würde und freut sich, daß er nun ein Ende machen wird. Das Bier hat doch gut getan. Dabei überlegt er, daß jener ihm nachspringen wird. Aber Boguljebow wird sich nicht retten lassen. Wozu? Um in zehn weiteren Jahren wieder die Jalousien hochzuziehen? Gewiß nicht. Und das Weib? Sie wollte Mutter sein und die heilige Schrift befaßt auch so. Gut, nun war sie doch Mutter. Was wollte sie noch? Sagte man ihr aber, wie zum Beispiel heute morgen: „Geh endlich zum Teufel, du Fiege!“, dann warf sie einem zum Dank noch eine Würste an den Kopf. Nichts anderes, als eine Würste. Geschier warf sie nie, die Schläue; das konnte zerbrettern; aber eine Würste blieb ganz. Und dann schimpfte sie und man sollte ihr noch eine Summe herausbezahlen, dafür, daß sie die Gnade hatte, zu schimpfen. . . .

Ja, fast ist es auch. Auch das Bier in der Aneipe ist schlecht geworden. Früher hatte es den Leib erwärmt wie Arrak und jetzt, als ob man süßliches Eis tränke. . . . Eine fommische Geschichte mit dem Bier. . . . Wenn man etwas mehr trant, als gewöhnlich, erinnerte man sich an die ganze Vergangenheit. . . . Und auf den Straßen ging es sich, als ob man sich auf einem schwanfenden Seil befände. Wie man dann am Ufer des Flusses stehen und schaute hinab, dann bekam man plötzlich eine so große Lust, sich hinunterzulassen. Aber muß man denn hinabschauen? Man kann doch auch hinaufschauen. . . .

Der Himmel?
Für wen ist der eigentlich gehalten? Wenn man das nur wüßte! Für Boguljebow nicht. In der Geschäftsküche, wo er den ganzen Tag sitzen verpackt, ist zu seinen Häupten ein schmögiger Plafond, an welchem der verächtliche Kall abblättert, aber von einem Himmel ist nichts zu sehen. In Hause hat er nicht einmal einen Plafond. Da ist ein schiefes, blaugrünes Wand, an der es mehr Wanzengemeier gab, als Kägel.

Ach drüben die Schule. . . . Bel-Tritte Seite. 17. Januar 1918. Den Sinn hatte es eigentlich, daß er in der Schule war? Dort hatte man ihn schreiben gelehrt. Wozu denn? Ist er denn Minister geworden? Verlangt man von ihm, daß er seinen Namen täglich unter zweihundert wichtige Schriftstücke setze? Die Hauptsache ist doch, eine Kiste verpacken zu können. . . . Und Minin und Polachski haben Moskau gerettet. Was ging ihm das an? Kein Mensch frauchte ihn darnach. Ueberhaupt Minin! Welch ein fommischer Name. . . . Mi-mi-mi-bi. . . .

Das Wasser brodeln und gurgeln leise.

Schwarze Wolken jagen unter dem Mond vorüber; sie eilen einem fernem Ziele zu, um dort mit Feinden zusammenzustößen und murrend zu donnern und brüßig zu brüllen und Witze herabzuschleudern.

Ah, wenn man dort oben reiten könnte. Dann würde der ganze Fluß ausfließen, wie ein Streifen verpackter Tinte.

Aber jetzt wird das Wasser aufgeregt und hungrig. . . . Schließlich kann doch das Wasser auch Hunger haben. Wer kennt das Wasser so genau?

Alfo. . . .
Ja, aber was will dieser?

„Es ist hübsch hier.“
„Ja, ganz nett.“
„Nichts ist es immer hübsch am Wasser.“

„D ja.“
„Das heißt manchmal auch nicht.“
„Nun ja, ganz gewiß. Nicht immer.“

„Etwas weiter oben, hinter jener Brücke dort, habe ich einmal einen Menschen gerettet.“
„So, so.“

„Eine tolle Geschichte war's. Man hat mir die Rettungsmedaille geschenkt.“
„So!“

Und der Fremde erzählte eine seltsame, lange Episode, die sich in demselben Wasser abgespielt, an dem sie eben stehen; aber Alexander Boguljebow hört nicht zu. Er hat plötzlich einen unheimlichen Drang, ins Wasser zu springen. Er fühlte sich so sicher, seit jener neben ihm steht. Es ist ihm dabei lustig zu Rute, wie einem jungen Studenten, der einen

ausgelassenen Streich im Schilde führt. Er ärgert sich über den Kerl, der die Rettungsmedaille hat, und möchte ihn gerne lächerlich machen. Zugleich steht er mit philosophischem Humor für allen irdischen Dingen, bereit sein Dasein mit Würde und freut sich, daß er nun ein Ende machen wird. Das Bier hat doch gut getan. Dabei überlegt er, daß jener ihm nachspringen wird. Aber Boguljebow wird sich nicht retten lassen. Wozu? Um in zehn weiteren Jahren wieder die Jalousien hochzuziehen? Gewiß nicht. Und das Weib? Sie wollte Mutter sein und die heilige Schrift befaßt auch so. Gut, nun war sie doch Mutter. Was wollte sie noch? Sagte man ihr aber, wie zum Beispiel heute morgen: „Geh endlich zum Teufel, du Fiege!“, dann warf sie einem zum Dank noch eine Würste an den Kopf. Nichts anderes, als eine Würste. Geschier warf sie nie, die Schläue; das konnte zerbrettern; aber eine Würste blieb ganz. Und dann schimpfte sie und man sollte ihr noch eine Summe herausbezahlen, dafür, daß sie die Gnade hatte, zu schimpfen. . . .

Der Mensch ist mit seiner Gesichtlichkeit immer noch nicht zu Ende.

„Ah, was soll das alles. . . .“

Und Boguljebow plumpst ins Wasser und zerklüftet es mit seinem Körper. Es entsteht eine wethunantende Doffnung, einem Haifischgrachen ähnlich, die gleich wieder zuschnappt. Der Fremde mit der Rettungsmedaille flugt, wie ein Stier vor einem Spiegel, und schaut hinab in die finsternen Wasser, die sich über Boguljebow geschlossen haben. Dann reißt er sich mit einem jähren Rud Rod und Weste vom Leibe und springt hinunter. Boguljebows Kopf taucht auf, und er prüft, wie einer, dem das Bad große Freude macht. Der Fremde zieht wie ein Frosch die Beine an und stößt sie nach hinten aus. Er schnell auf Boguljebow zu und packt ihn erst an den Haaren, dann am Kraterod. Und dann verschwinden beide.

Die Wolken geben das Mondlicht wieder frei, das sich auf Straßen und Häuser und in das plätschernde Wasser ergießt, um alles in mildes Gold zu tauchen.

In diesem Augenblicke haben sich flüßaufwärts zwei Köpfe aus dem Wasser, die sich einer schmalen Steinertreppe nähern, an welcher ein Rettungsstoh liegt.

Boguljebow ruft: „Du Schafstopp!“

Und der andere: „Nashorn!“

Es kläfft und kling wie eine Maulschelle; zwar könnte es auch möglich sein, daß einer mit der flachen Hand das Wasser schlug. . . .

Der Fremde schreibt Boguljebow vor sich her, die schmale Treppe hinauf, und an der obersten Stufe wirft jener diesen gleichsam wie einen Ball auf das Trottoir. Dann geht der Fremde zurück, um seine abgeworfenen Kleidungsstücke zu holen, und Boguljebow tracht hinter ihm her, im Gehen seine Muskeln prüfend.

Plötzlich wirft Alexander Boguljebow seinen Ketter zu Boden und beginnt, ihn nach allen Regeln der Kunst durchzubläuen. Dabei lacht er den Fremden so gutmütig an, als ob es sich darum handelte, Brüderchaft mit ihm zu trinken. Der andere wehrt sich und teilt eine Anzahl Puffe aus; aber seine Schläge sind nicht so unbarmerzig, wie diejenigen Boguljebows, denn der Ketter kann sich von seinem Staunen noch nicht erholen.

„Aber erlaube doch! Warum prügelst du mich denn, du Viech?“ fragt er. „Ich hab dir doch das Leben gerettet.“

„Hab ich dich denn gebeten?“ antwortet Boguljebow. „Und außerdem ist mir sehr kalt. Von dieser Bewegung aber wird mir warm.“

„Schutzmann!“ ruft der Fremde. „Schutzmann!“

„Wo willst du in dieser Gegend jetzt einen Schutzmann finden? Du bist noch nicht von hier, Freundchen? Ach, bemüh dich nicht!“

Und Boguljebow drückt den armen Fremden mit der Rettungsmedaille noch eine gute Weile durch. Dann verschneuft er und sagt treuherzig: „Genug. Ich bin schon sehr warm geworden.“

„Verrückt“, ächt der Fremde; aber er muß dennoch lachen und sagt: „Allerdings, nun ist mir ebenfalls warm, du Teufelkerl!“
Und Boguljebow, nüchtern und heiter geworden, reißt sich die Hände und meint: „Ach, es hat doch gut getan. Nun komm ein Glas Tee trinken. Heut ist mein Jubiläumstag, mußt du wissen.“